



Eva Pantleon

Das Leben irgendwo dazwischen ★★★★★

rowohlt Polaris 2021 · 464 S. · 16.00 · 978-3-499-00390-5

Als Dido von ihrem Chefredakteur die Aufgabe bekommt, ein Interview mit einer Dichterin zu führen, ist sie zunächst zerrissen zwischen ihrer Geldnot und der Unmöglichkeit des Jobs. Die Dichterin ist nämlich Interviews so abgeneigt, dass sie noch nie eins gegeben hat. Aber das Geld siegt und Dido macht sich an die Recherche. Die Suche nach der Dichterin führt sie quer durch Hamburg und

dann nach Russland, in die Gegenwart und Vergangenheit beider Länder. Und schließlich muss Dido sich auch den Gefühlen zu ihrem ehemaligen Liebhaber Lukas stellen, den sie vor Jahren aus ihrem Leben geworfen hat. *Das Leben irgendwo dazwischen* ist der Debütroman der Autorin, die selbst bei Hamburg lebt und als freie Journalistin arbeitet.

Der Roman braucht nicht viel Zeit, um interessant zu werden. Die Autorin versteht es, die Brotkrumen der Hinweise so durch die Handlung zu streuen, dass man wissen will, wie die Suche nach der geheimnisvollen Dichterin ausgeht. Dazu kommen eine intelligente, kluge Sprache und wirklich gelungener Wortwitz, der gleichzeitig unterhält, aber auch die Ich-Erzählerin Dido sympathisch macht. Aber nicht nur Dido ist außergewöhnlich, auch alle Nebendarsteller sind einprägsam, häufig mit einer humorvollen Skurrilität. Leider gab es aber auch einen Protagonisten, den ich nicht ausstehen konnte, und der war unglücklicherweise Lukas, Didos jugendliche Flamme, der in ihr Leben zurückkehrt. Streng genommen war er nie ganz weg gewesen, denn acht Jahre lang hat er Dido jedes Jahr einen Brief geschrieben. Das ist für manche vielleicht romantisch, für mich wäre es eher ein Grund zur Anzeige; ganz zu schweigen von seinem unerträglichen Charakter und anderen Details, die ich hier nicht verraten will.

Das Leben irgendwo dazwischen ist wegen der großen Rolle, die Lukas schließlich entgegen meinen Wünschen einnimmt, unter anderem auch ein Liebesroman, aber einer für die intellektuellen Leser. Stellenweise wirkt er beinahe angestrengt, so wie alle möglichen Literatur- und Kunstreferenzen nacheinander aufgereiht werden. Heine, Rilke, Mascha Kaléko sind alle hier versammelt, um zitiert zu werden und durch pure Assoziation die Protagonisten zu charakterisieren, die Chopin hören und Drucke von Otto Dix an die Wand hängen. Ich schreibe es ungerne, aber in der Hinsicht hat er eine präntentöse Tendenz. Unwillkürlich witzig fand ich eine Stelle, wo Dido ein Zitat von Rilke nicht erkennt, weil ihr Forschungsschwerpunkt Dada ist. Nirgendwo sonst hat sie Probleme damit, auf alle möglichen literarischen Bewegungen zu verweisen, um Dinge hochtrabender zu beschreiben, als es sein muss. Das ist auch nur für eine bestimmte Zielgruppe verständlich. Sieht ein Haus zum Beispiel aus wie aus einer Charles-Dickens-Verfilmung, muss man eine gesehen haben, um das einordnen zu können. Warum nicht einfach beschreiben, wie das Haus aussieht?



Gleichzeitig positiv und seltsam verfremdend wirkte auf mich die Darstellung Russlands, als Dido nach Sankt Petersburg reist. Ich habe mit Freude gemerkt, dass die Autorin weiß, wovon sie schreibt. Die Russen im Roman sind keine Karikaturen und das Russland ist auch keine DDR-Fantasie. Aber wenn ich *Das Leben irgendwo dazwischen* in ein Wort fassen könnte, wäre dieses Wort... nun, „deutsch“. Das Festhalten an den deutschen Klassikern, die zitiert, referenziert und für das Weltbild der Protagonisten prägend sein müssen; ein so lauter Nachhall der Geschichte des 20. Jahrhunderts, dass er in jedem Roman der Gegenwart wiederzufinden ist; eine manchmal auf für mich typisch deutsche Art pampige Protagonistin.

Das Leben irgendwo dazwischen ist ein sehr guter, sprachlich und erzähltechnisch ausgefeilter Roman, aber mit dem Beigeschmack, für die Eigengruppe geschrieben zu sein.